

Nr. 166. Bromberg, den 7. August 1928.



(16. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Sohr sah den Großsteinauer verwundert an. Der kniff das linke Auge zu und nickte befriedigt vor sich hin: „Ja, ja — soweit ist sie nun glücklich, die stolze Carla. Gott sei Dank. Hätte schon vor vier Wochen sein können, dann hätten wir jetzt die Schweinerei nicht zu reparieren. — Was also hat meine Schwägerin zu tun?"

„Wenn Sie erreichen könnten, daß Frau Kaden den Kriminalmenschen als Hofmeister, Verwalter oder sonst etwas einstellt und gleichzeitig auch Voigt wieder aufnimmt, dann —"

Kaden pfiff durch die Zähne. „Verstehe! — Das nennt man Fußangeln legen. Famos."

„Beide gleichgestellt, Herr Kaden, damit Voigt nicht etwa versagt. Seine Schwächen sind Alkohol und Weiber. — Wenn Sie in diesem Sinne die Verhandlungen mit einem tüchtigen Berliner Herrn führen wollten, dürfte der Wahrheit bald zu ihrem Rechte verholfen sein."

„Verlassen Sie sich auf mich. Was nur irgend geschehen kann, geschieht."

„Und darf ich noch eine Bitte äußern?" fragte Sohr.

„Heraus damit."

„Würden Sie mein Fohlen während meines Wegseins in Futter nehmen? Hannjörg allein kann es nicht betreuen."

„Natürlich! — Kommen Sie nicht wieder, lasse ich es zu mir herüberholen."

So war zwischen den beiden alles beredet, was zu bereden war.

„Und Ihr könnt schweigen, Hannjörg?" wendet sich Kaden fragend und mahnend zugleich an diesen.

„Wie das Grab, Herr Kaden." —

Als die kleine Schwarzwälder Uhr zwei kurze Schläge tat, trennten sich die drei. Kaden ging heim nach Finkenschlag, Hannjörg begab sich zur Ruhe und Sohr schrieb den Zeitungen um Geld. Als er fertig war, brachte er die Briefe noch in den Kasten, hing sich einen Mantel um, setzte sich im Garten auf einen Baumstamm und war das letztemal auf Finkenschlag mit sich allein. —

So sitzend und in sich zusammengesunken fand ihn Hannjörg, als er an die Arbeit ging und gegen sechs Uhr, als der Gendarm ihm die Vorladung des Landgerichts überbrachte, saß er immer noch am selben Ort.

Im Beisein des Beamten erbrach Sohr das Schreiben und las:

„Sie werden hiermit geladen, sich unverzüglich nach Empfang dieses — aber spätestens bis 12 Uhr mittags — an unterzeichneter Stelle, Zimmer 112, einzufinden. — Sachbetreff und Zweck: Befragung. — Diese Ladung ist mitzubringen."

„Ich habe Sie noch persönlich aufmerksam zu machen," sagte der Gendarm, „daß Sie unbedingt bis zwölf Uhr an Ort und Stelle zu sein haben, wenn Sie Weiterungen vermeiden wollen."

„Schon gut, Herr Wachtmeister! — Unpünktlichkeit war nie meine Sache, Feigheit auch nicht," damit ging Sohr ins Haus.

Er brachte sein Zimmerchen in peinlichste Ordnung, zog seinen guten Anzug an, schnitt die letzten Astern im Garten und stellte sie Hannjörg auf den Tisch. Er besaß noch eine Karte mit dem Bilde. Die suchte er heraus, schrieb darauf: „Meinem lieben, guten, treuen Hannjörg heißen Dank für bewiesene Gastfreundschaft. Sohr" und lehnte sie an die Vase, dann ging er nach dem Stall.

Fink-Fink begrüßte ihn mit leisem Wiehern, vorgestellten Ohren und großen blanken Lichtern.

Sagt nicht, daß Tiere keine Seele haben!

Sohr reichte ihm ein Stückchen Zucker — zum Abschied, strich ihm liebkosend über das glänzende Fell und nahm den bildschön geformten Kopf seines Lieblings ein letztes Mal in seine Arme.

Ein halbes Jahr Mühe und Arbeit war ausgelöscht, wie damals ein ganzes Leben. Über seinem Dasein stand ein Unstern. Er ging, wie er gekommen war. Wieder einmal: aus und vorbei. —

Vorsichtig schloß Sohr die Gartenpforte. Langsam schritt er auf der Landstraße dahin, einem ungewissen Geschick entgegen.

Er mußte an Frundsbergs Worte denken, die dieser in Augsburg an Luther gerichtet hatte: „Du gehst einen schweren Gang. Doch bist du deiner Sache gewiß, so gehe mit Gott."

Mit Gott!

Und da fielen ihm auch seine eigenen Worte ein, die er vor Monaten Schwester Marianne gegenüber geäußert: „Denen, die glauben, soll's helfen."

Glauben!

Wenn man es könnte!

12.

Wie Sohr es vorausgeahnt hatte, war es gekommen.

Sie hatten etwas von Fluchtverdacht und Verdunkelungsgefahr gesagt und ihn dabehalten. In Zelle 47 saß er auf einem Holzschemel und überdachte das Geschehene. Es war wie weggewischt aus seinem Gedächtnis. Nur mühsam konnte er es sich vergegenwärtigen.

Als er gestern das Gerichtsgebäude betreten hatte, hatte die Uhr, die über der Treppe hing, zwei helle Schläge getan. Einhalb zwölf. In der Halle hatte sich eine Orientierungstafel befunden. Sie wies ihn in den ersten Stock.

An der Tür zum Zimmer 112 standen auf einem kleinen weißen Schildchen mit Rundschrift geschrieben die Worte: Staatsanwalt Völker. Das war Sohr ganz deutlich in Erinnerung. Er hätte sie malen können, die beiden Worte.

Im Zimmer 112 saß ein sehr penibel gekleideter Herr von ungefähr 32 Jahren an einem dunkelgebeizten nüchternen Schreibtisch. Das war der Staatsanwalt, und der war nicht sehr höflich gewesen. Auf seinen Gruß hatte Sohr keine Antwort bekommen, sondern nur ein schnarchendes, barsches: „Was wollen Sie?" — Da hatte er gewußt, weß' Geistes Kind sein Gegner war und hatte ihm schweigend die Vorladung auf den Tisch gelegt.

Der Staatsanwalt hatte noch einen Herrn gerufen, der hatte mit vielen Dienern und Verbeugen das Zimmer betreten ,sich an die Schreibmaschine gesetzt und heruntergetippt, was jener ihm diktierte. Gefragt hatte der Staatsanwalt nicht viel mehr wie vor Tagen der Finkenschlager Schultheiß. Was Sohr geantwortet hatte, wußte er nicht mehr.

Und als der Staatsanwalt mit Fragen fertig gewesen war, war plötzlich noch ein dritter erschienen, der war uniformiert gewesen und hatte gesagt „Kommen Sie mit."

Mit dem war Sohr durch lange Gänge getorkelt, treppauf, treppab, bis sie endlich — eine Ewigkeit schien es gedauert zu haben — wieder in einem Zimmer angelangt waren, das noch nüchterner und trostloser war als das, aus dem sie kamen. Dort hatte der Uniformierte einem anderen Uniformierten ein Schriftstück überreicht und war gegangen.

Der zweite Uniformierte hatte Sohr einer Leibesvisitation unterzogen, ihm alles abgenommen, was er bei sich trug — wie ein Wegelagerer benimmt sich der Kerl, hatte Sohr gedacht — und war dann mit ihm zum zweiten Stock emporgestiegen, wo er eine mit Eisenriegeln versehene und mit Eisen beschlagene Tür geöffnet hatte.

Das war die Tür der Zelle 47 gewesen, in der Sohr jetzt saß.

In der Zelle befanden sich eine Holzpritsche, die war an die Wand festgemacht, ein Holzschemel und ein Klapptisch, der ebenso befestigt war, wie die Pritsche — sonst nichts. An die Tür war die gedruckte Hausordnung angeschlagen. Das alles hatte Sohr beim Eintreten wie im Husch erfaßt, war dann auf die Pritsche zugewankt, niedergesunken und eingeschlafen.

Erst vor einer Stunde war er erwacht.

Aus seinen Gedanken erweckte ihn ein Geräusch an der Tür. Als er aufblickte, bemerkte er sich gerade gegenüber unter der Hausordnung ein viereckiges Loch, durch das zwei dunkle Augen zu ihm herübersahen. Gleich darauf wurde die Tür geöffnet und ein Wärter rief ihn heraus.

Sie sollen untersucht werden. Kommen Sie mit."

Ohne ein Wort zu sagen, folgte ihm Sohr. — Sie gingen den Korridor entlang, an vielen Türen vorbei, hinter deren jeder ein Mensch saß in Stumpfsinn, Angst oder Verzweiflung, die Treppen hinab nach dem Erdgeschoß. Dort ließ der Wärter Sohr in einen Raum treten, der nahezu leer war. Nur links vom Eingang befand sich ein Bretterverschlag, der aussah wie eine Pferdebox und an den Wänden standen einige Stühle. Das Zimmer war zum Fürchten kahl und kalt.

Sohr konnte sich nicht enthalten zu fragen. „Welcher Bestimmung dient denn dieser Verschlag?"

„In diesen Verschlag kommen die Gefangenen, wenn sie Besuch erhalten."

Da lachte Sohr schallend auf und der Wärter fuhr schnauzend herum: „Sind Sie verrückt, Mensch! Was fällt Ihnen ein! Lachen Sie nicht," aber ebenso prompt antwortete ihm Sohr.

„Dann darf ein hoher Fiskus nicht zum Lachen herausfordern. Wer diesen Kasten nicht als Witz nimmt, wird ihn als Hohn auf die Menschheit, als Erniedrigung, als die raffinierteste Roheit empfinden müssen, die ausdenkbar ist, vorausgesetzt, daß er noch nicht ganz abgebrüht ist und noch einen Funken Selbstachtung besitzt. — Möchten Sie in diesem Käfig Ihre Frau empfangen, Herr Wachtmeister?"

Der Wärter sah Sohr von oben bis unten an, dann frug er: „Was sind Sie in Ihrem Zivilberuf?"

„Knecht," antwortete Sohr und der Wärter schüttelte den Kopf.

In diesem Augenblick ging die Tür zum Nebenzimmer auf und ein Gefangener trat heraus, gefolgt von einem Wärter.

Jetzt wurde Sohr in dieses Zimmer geführt.

Es war das Untersuchungszimmer des Anstaltsarztes und sehr modern eingerichtet, dabei war es licht, hell und freundlich. Der Arzt war es auch. Beides wirkte wohltuend auf Sohr und er mußte augenblicklich an Professor Carsten und die Charité denken.

Der Arzt sah ihn über die Brillengläser hinweg an, wohl eine Minute lang, dann nickte er ihm zu.

„Das also ist der Langschläfer", sagte er und fuhr fragend fort: „Wissen Sie, daß Sie bald vierundzwanzig Stunden geschlafen haben?"

„Ja, Herr Doktor."

„Das spricht entweder für ein gutes Gewissen oder für die Güte eines Schlafmittels. War's Veronal?"

„Nein, Herr Doktor, es war schon das gute Gewissen, und dann war es eine ganz natürliche Vergiftung durch Milchsäure."

Der Wärter horchte auf — Vergiftung? Was bedeutete das? Und der Arzt lächelt. Als er aber des Wärter verblüfftes Gesicht sah, auf dem die Angst vor dem zu erwartenden Staucher stand — zum Vergnügen wurden die Gefangenen ja nicht einer Leibesvisitation unterzogen — wird aus dem Lächeln ein Lachen. Und unter Lachen frug er: „Woher wissen Sie denn, daß der Schlaf eine Vergiftung durch Milchsäure ist?"

Und treuherzig frug Sohr zurück: „Seh ich denn so dumm aus, Herr Doktor?"

„Durchaus nicht", beeilte sich dieser zu versichern, „aber es dürfte nicht viel sogar sehr gescheite Leute geben, die das wissen."

„Auch die gescheiten Leute kümmern sich wenig um das Alltägliche, und fast niemand kümmert sich um sich selbst. Was ein Charleston ist, das wissen die Dummen und die Gescheiten."

„Sehr gut! — Aber nun zum Geschäft. Ich habe Sie zu untersuchen. Bitte wollen Sie den Oberkörper frei machen."

Sohr tat es und der Arzt trat mit dem Stethoskop an ihn heran.

„Was ist denn das?" frug er und zeigte auf Sohrs verbundenen Arm.

„Eine Brandwunde, Herr Doktor."

„Na nu, wie kommen Sie dazu?"

Sohr erzählte den Hergang, Währenddessen wickelte der Arzt die Binde ab.

„Schön sieht das nicht aus", sagte er, als er die handtellergroße Wunde sah. „Sie müssen doch empfindliche Schmerzen haben?"

„Die sind zu ertragen, Herr Doktor."

„Die!" — wiederholte der Arzt — „und die anderen?"

„Auch", sagte Sohr, und tauchte seinen Blick tief in den des Arztes.

Bis zur Beendigung der Untersuchung wurde nicht mehr gesprochen, und während der Arzt den Befund in ein Buch notierte, kleidete sich Sohr an. Der Wunde wegen ging es nur langsam. Dann wendete sich der Doktor dem Wärter zu: „Sohr ist jeden Tag um diese Zeit zu mir zu bringen. — Die Wunde ist nicht belanglos."

„Sehr wohl, Herr Doktor."

Damit war die Konsultation zu Ende. — —

In einem grauenvollen Einerlei gingen die Tage hin. Der Staatsanwalt schien ihn vergessen zu haben. Er fühlte sich lebendig begraben und verbrachte in dumpfem Hinbrüten seine Zeit. Aber eines Morgens pochte doch das Draußen an seine Tür. Ein kurzer Brief von Fräulein Kerst wurde ihm in die Zelle gereicht. Sie schrieb:

„Nicht verzagen! Es ist immer noch nach einem Winter ein Frühling gekommen. — Man denkt Ihrer in Liebe und Achtung. Clausimann spricht den ganzen Tag von Ihnen und kann sich mit Voigt, der wieder hier ist, gar nicht befreunden. Ich finde es übrigens sonderbar, daß man ihn wieder anstellt, heut um so mehr, als ich im Vorbeigehen hörte: Familie Kaden wolle Sie durch einen Besuch erfreuen."

Diese kurzen Zeilen, die Sohrs Hand entglitten, flatterten zu Boden. Sie brachten ihm erst wirklich zum Bewußtsein, wo er sich befand und was er war.

Durch einen Besuch erfreuen! — Nur das nicht! Nur keinen Besuch. Lieber Zuchthaus ein ganzes Leben lang als auch nur eine einzige Sekunde Bretterverschlag im Beisein anderer!

Viel hatte er im Leben gesehen. Grausiges und mehr als das. Er hatte ja vier Jahre Krieg hinter sich. Er hatte eine Frau verloren, seinen Besitz und seine Heimat. Es gab nicht viel Schlimmes mehr, das ihn noch betreffen konnte — aber das Bild von heute vormittag, das sich ihm bot, als er vom Arzt kam, war doch das Erschütterndste gewesen bisher:

Hinter der graugestrichenen brusthohen Bretterwand des Besuchszimmers hatte ein Gefangener gestanden und diesseits dieser Wand eine Frau, die hatte ein Mädelchen auf dem Arm getragen und einen größeren Knaben an der Hand gehalten. Das waren Vater, Mutter und Kind gewesen. Und der Knabe hatte mit einem Gesichte zu diesem — seinem — Vater aufgesehen, das Sohr sein Lebtag nicht vergessen würde. Angst und Erbarmen und Schmerz und Enttäuschung und hundert andere Gefühle und Empfindungen hatten auf diesem Gesichte gestanden. Über die Wangen waren dem Kleinen die Tränen getropft. Sein Weinen war lautlos gewesen, nur um den Mund hatte es gezuckt im bitteren Weh.

Und bei diesem Besuche hatte das unerbittliche Geschick ein Bild des Vaters in die Seele seines Kindes gezeichnet, das in alle Ewigkeit nicht wegzuwischen war. Frau Justitia, die Strenge, die diesen Besuch gestattet hatte, hatte aus Menschlichkeit ein Verbrechen an diesem Knaben begangen, wie es der Vater folgenschwerer nicht begangen haben konnte.

Und als Sohr an den Vieren vorübergegangen war, hatte der Mann, der hinter der Wand stand, in Zerknirschung sein Gesicht abgewendet und die Frau aus Scham den Blick gesenkt. Da hatte Sohr dem Manne zugerufen: „Du solltest deine Sehnsucht erschlagen und wenn du dein Herz zertreten müßtest" und der Frau: „Nie mehr sollten Sie in dieses Haus kommen, nie mehr, wenn Sie Ihre Kinder lieb haben."

Und der Mann hinter der Wand hatte geantwortet: „Hast recht, Kamerad. Geh' heim, Ida, geh' und — laß — mich —

allein." Und die Augen waren ihm feucht geworden und mit seinen zerarbeiteten Händen hatte er dem kleinen Ding, das die Mutter auf dem Arme trug, liebkosend über das blonde Haar gestrichen. —

Nein, keinen Besuch! Hier nicht! Niemals, und wenn Herzen in Schmerzen zerbrechen müßten. Die hier sind, stehen jenseits jeder Gemeinschaft.

Und Sohr schrieb an Fräulein Kerst:

„Vielen Dank für Ihr freundliches Gedenken — aber um Gottes willen keine Besuche! — Sagen Sie bitte Familie Kaden, ich würde mich weigern sie zu sehen. Ich könnte mich nicht selbst entehren und wolle nicht in einem Raum gesehen werden, in dem das Mittelalter wieder lebendig geworden sei. Ich könne einen Besuch nicht als Ehrung betrachten, sondern müsse ihn als Demütigung ansehen. — Ich will und muß bis zur Entscheidung tot sein für alles, was außerhalb dieser Mauern geschieht. Und für alle, Fräulein Kerst! Das werden Sie verstehen, die Sie mich kennen. — Grüßen Sie Clausimann von mir und den alten Hannjörg. Den — alten — Hannjörg! Herzlichst Ihr Sohr."

(Fortsetzung folgt.)

Das Fernsehen ist da!

Brauchbare Geräte für jedermann. — Fernsehen über Telephonleitungen und auf drahtlosem Wege. — Neue Fernseh-Rundfunksender. — Das Nachtsehen.

Von Elektroingenieur **Karl Zeller.**

Vor kurzem lief durch die deutsche Presse die Nachricht, daß es dem Elektrotechniker Denes von Mihaly und seinem Mitarbeiter Nikolaus Langer gelungen wäre, das Problem des Fernsehens zu lösen. Im Hinblick darauf dürfte es von Interesse sein, etwas darüber zu erfahren, wie weit die Fortschritte auf dem gleichen Arbeitsgebiete im Auslande gediehen sind.

Auf der im September stattfindenden Funkausstellung in Olympia Hall in London sollen die ersten Fernsehgeräte an das Publikum verkauft und Vorführungen ihrer erstaunlichen Leistungsfähigkeit in einem besonderen Gebäude gemacht werden. Es handelt sich um den Bairdschen Fernseher, der ungefähr 25 Pfund Sterling kosten wird. Der Käufer und Besitzer kann dann in seiner Wohnung lebende Bilder von aktuellen Ereignissen, die von einem Fernseh-Rundfunksender übertragen werden, sehen.

Das Fernsehen, von dem Wissenschaftler und Forscher der ganzen Welt ein halbes Jahrhundert lang träumten, ist nun zur praktischen Wirklichkeit geworden. Einem britischen Erfinder, John Logie Baird, blieb es vorbehalten, diese Apparatur auf das kommerzielle Gebiet zu bringen. Nach jahrelangen geduldigen Forschungen sah er seine Arbeiten von Erfolg gekrönt, als im Januar 1926 vierzig kritische Männer der Wissenschaft, Mitglieder des Königlichen Instituts, in seinem kleinen Laboratorium der ersten Vorführung des Fernsehens beiwohnten und zu ihrem höchsten Erstaunen lebende menschliche Bilder, die von einem Zimmer ins andere übertragen wurden, sehen konnten. Nach diesen Vorführungen verbrachte Baird zwei weitere Jahre mit der Entwicklung und Vervollkommnung seiner Erfindung. Im Verlaufe dieser Zeit gelang es ihm, Fernsehen über Telephonleitungen zwischen London und Glasgow und auf drahtlosem Wege zwischen London und Newyork durchzuführen. Ein dramatischer Gipfelpunkt wurde von ihm vor einigen Wochen erreicht, als eine Vorführung auf dem Cunard-Dampfer „Berengaria" stattfand. Als sich das Schiff 1500 Meilen vom Land entfernt auf See befand, konnte der Oberbordfunker seine Braut sehen, wie sie in einem Zimmer in London mit anderen Personen sprach. Er wußte nichts davon, daß er sie sehen würde, erkannte sie aber nach einigem Zweifel, sobald ihr Gesicht erschien.

Die Tage der Versuche sind nun vorüber und das Fernsehen ist in die Reichweite aller Menschen gelangt. Vom September ab wird der Bairdsche Fernseher entweder als besonderes Gerät oder in Kombination mit einem Rundfunksender verkauft werden, und der Eigentümer wird gleichzeitig einen Vortragenden auf der Rundfunksendestation hören und sehen können. Das Fernsehen wird also tatsächlich über Entfernungen von vielen Meilen und über alle dazwischen liegenden Hindernisse hinweg vor sich gehen, und Ereignisse, die in der Ferne stattfinden, wird man im gleichen Augenblick genau so bequem sehen, also von weitem genießen können, wie im Vergleich entfernte Laute vermittels der drahtlosen Telephonie zu vernehmen sind.

Hierbei ist zu bemerken, daß das Fernsehen, das einen augenblicklichen Prozeß darstellt, nicht mit der Bildübertragung zu verwechseln ist, das keinerlei lebende oder bewegliche Bilder überträgt, sondern lediglich vermittels eines verhältnismäßig langsamen Prozesses mechanische Kopien von Photographien und dergleichen, die aus der Ferne übermittelt werden, herstellt. Solche Photographien müssen bekanntlich erst auf dem gewöhnlichen Wege durch Apparate aufgenommen werden.

Dank der Tätigkeit der Baird Television Development Company ist in anderen Ländern der kommerzielle Fortschritt schon weiter vorgeschritten als in England, der Heimat der Erfindung. In den Vereinigten Staaten gehen jetzt die Pläne für die Errichtung von Fernsehrundfunksendern ihrer Vollendung entgegen, die über die ganzen Vereinigten Staaten, Kanada und Mexiko verteilt werden und von denen einige sehr bald in Betrieb genommen werden sollen. In Holland sind Vorkehrungen getroffen worden, um die Geräte auf der Niederländischen Industrie-Ausstellung, die zurzeit stattfindet, zu zeigen und vorzuführen.

Es ergibt sich somit die Tatsache, daß mit der Vervollkommnung des Bairdschen Fernsehers das Fernsehen so weit ist, um seinen Platz auf dem kommerziellen Gebiet neben den anderen drahtlosen Geräten und Sprechmaschinen einzunehmen. Es ist kaum notwendig, über die Möglichkeiten der zukünftigen Entwicklung dieser erstaunlichen Erfindung zu sprechen. Wir können uns alle selbst vorstellen, daß der Tag nicht mehr fern sein wird, wo wir, ohne unsere Stühle daheim zu verlassen, alle größeren Ereignisse im Augenblicke des Geschehens werden sehen können, also nicht in der Art wie die Filme, die wir ja erst nach einem Ereignis zu sehen bekommen.

Eine weitere mit dem Fernsehen verknüpfte Entdeckung des genialen Erfinders ist das Nachtsehen, d. h. die Möglichkeit, in voller Finsternis zu sehen. Anläßlich der Sommerversammlung der Britisch Assoziation im vergangenen Jahr zeigte Baird, daß es mit Hilfe von unsichtbaren infra-roten Strahlen möglich ist, eine im Zimmer sitzende Person zu sehen, in das keinerlei Licht eintritt. Diese Strahlen durchdringen sogar den Nebel, und es ist leicht ersichtlich, welche Vorteile man aus dem Nachtsehen für die verschiedenen Tätigkeitsgebiete ziehen kann.

Eine weitere Entdeckung wird unter dem Namen „Phonovision" bekannt. Vermittels dieser Erfindung können Fernsehzeichen auf Schallplatten derart festgehalten werden, daß sie nach Belieben gesammelt und reproduziert werden können. So kann man von ein und derselben Platte nicht nur die Stimme des Sängers oder Sprechers wiedergeben, sondern auch sein lebendes bewegliches Bild, das auf einen mit dem Gerät verbundenen Schirm projiziert wird, sehen.

Eine neue Industrie steht somit am Eingangspunkt ihrer Laufbahn, und zwar eine Industrie von solcher Bedeutung und mit solchen unbegrenzten Entwicklungsaussichten, daß in kurzer Zeit das Fernsehen und die damit zusammenhängenden Auswirkungen ein starker Konkurrent des Kino, des Rundfunks und der Schallplatten werden und diese alle sogar bei weiterem Fortschreiten weit hinter sich wird lassen können.

Der Todesritt auf dem Alligator.

Die Heldentat eines Niggers.

Von **Henry Collis.**

Die heiße Sonne Floridas brannte erbarmungslos auf die kürzlich gerodete Waldstrecke, die vielleicht schon in kurzer Zeit von lärmenden Touristen belebt sein würde. Gruppen von Holzarbeitern saßen an dem See, der am Rand der neu entstandenen Lichtung lag. Madon, der Aufseher, spielte mit seinem Hündchen. Rufe, der Nigger, blinzelte schläfrig in die Sonne, kleine Wölkchen erhoben sich überall da, wo die Waldarbeiter lagen und ihre unvermeidlichen Pfeifen rauchten. Nur Bobs, der Foxterrier des Aufsehers, rannte, unbekümmert um die Sonne, aufgeregt umher. Mehrmals hatte ihn sein Herr vom Rand des Sees zurückgepfiffen wußte man doch, daß es in dem schmutzigen Wasser von Alligatoren wimmelte. Wenn auch kleiner als die afrikanischen Krokodile, sind sie doch äußerst gefährliche Tiere Plötzlich hörte man einen kurzen, beinahe menschlichen Schrei aus der kleinen Hundekehle. Wieder einmal hatte er sich zu nahe an das mit Moos und Farn bewachsene Ufer herangewagt. Mit Blitzesschnelle war einer der Alligatoren herangekommen und hatte das Tierchen ins Wasser gezerrt. Was nun geschah, war ebenfalls das Werk eines Augenblicks. Madon, sein Herr, Hüne an Gestalt, und der beste Schwimmer außer dem Nigger Rufe, hatte sich, wie er war, in das trübe, schlammige Wasser geworfen, um seinen Liebling von dem Alligator zu befreien. Plötzlich war Leben in die Lichtung gekommen. Von allen Seiten strömten die Arbeiter herbei, um dem Schauspiel zuzusehen, und,

soweit dies möglich war, selbst zu helfen. Rufe schaute ebenfalls interessiert zu. Zunächst sah man nichts als das peitschende Schwanzende des Tieres, das Moos und Farn aufwühlte. Inzwischen war Bobs, der Terrier, frei geworden und kroch mit wildem Gekläff und blutend ans Ufer. Dagegen war jetzt sein Herr, der Aufseher Madon in den Fängen des Tieres und in der größten Gefahr. Nun brauchte er selbst einen Retter. Man warf mit scharfen Beilen und Äxten nach dem Reptil, aber sie prallten an dem harten Schuppenpanzer wirkungslos ab. Ball, ebenfalls ein Herkules an Stärke, sprang mit einer Axt ins Wasser und versuchte, sie ins Genick des Alligators zu treiben. Er hätte ebenso gut auf Granit schlagen können. Die Axt brach beim zweiten Versuch ab und Ball hatte die größte Mühe, sich vor den Schwanzschlägen des nun wütend gewordenen Tieres in Sicherheit zu bringen. Sollte man Madon im Stich lassen?

In diesem Moment bemerkte man den Nigger, der auf einen überhängenden Baum geklettert war und von dort die Bewegungen des Untieres aufmerksam verfolgte. Solange sich der Alligator bedroht glaubte, konnte Madon gerettet werden, sobald er aber sein Opfer nach der anderen Seite des Sees abschleppen würde, war der Aufseher verloren, denn bis man ihm drüben Hilfe bringen konnte, konnte ihn das Tier getötet haben. Nach dem Regen von Äxten und der Episode mit Balls Beil war zu erwarten, daß der Alligator wegschwimmen würde. Auf diesen Moment aber hatte der Nigger Rufe gewartet. Als sich der Alligator gerade unter ihm befand, ließ er sich wuchtig herabfallen und landete mit viel Geschick rittlings auf dem Rücken des Tieres. Es mochte sich wehren wie es wollte, es war unmöglich, diesen schweren Reiter loszuwerden. Fest klammerte sich Rufe mit den Beinen an die Schuppen des Alligators und ließ sich durch den Morast schleifen. Mit Staunen sahen die am Ufer Stehenden dem sonderbaren Reiter zu. Was würde er beginnen? Er hatte nicht einmal Waffen bei sich. Wollte er mit den Händen das Untier erwürgen? Wollte er die mächtigen Kiefer auseinanderreißen und Madon auf diese Weise befreien? — Rufe war ganz ruhig geblieben. Aber während er sich mit den Beinen festhielt, fühlten seine Hände langsam aber sicher vorwärts. Endlich lag er mit ausgestrecktem Oberkörper auf dem Schuppenpanzer. Weiter griffen seine Hände, bis sie an der Seite des Kopfes einen Halt fanden. Dann geschah etwas Wunderbares. Rufe, dem selbst von der Anstrengung nun doch fast die Augen aus dem Kopf quollen, preßte seine beiden Daumen in die Augenhöhlen des Alligators. Er schien die Stelle gefunden zu haben, die bei Alligatoren empfindlich ist. Madon kam sofort frei und wurde alsbald von mehreren Arbeitern, die ihre Geistesgegenwart behalten hatten, in Empfang genommen und an Land gebracht. Rufe aber ließ nicht locker. Wild auf bäumte sich der Alligator. Schlamm und Moos spritzten umher, der See wurde zum Morast. Endlich gelang es ihm, das Tier in die Nähe des Landes zu navigieren und mit einem mächtigen Satz das Ufer zu erreichen. Noch eine kurze Zeit tobte das Tier im Wasser herum, peitschte aufgeregt den aufgewühlten Morast und verschwand dann.

Madon war ohnmächtig aus dem Wasser gezogen worden, glücklicherweise aber hatte er außer einigen Fleischwunden an den Beinen keine erheblichen Verletzungen davongetragen. Auch die Verletzungen des Hundes waren nicht gefährlich. Rufe, der Nigger, aber war der Held des Tages geworden. Bescheiden lehnte er das vielseitige Lob ab, das ihm gespendet wurde. „Was ist das schon," meinte er, „einen kleinen Alligator mit dem Daumen im Auge zu beherrschen. Es ist die einzige Art und Weise, wie man einem Alligator beikommen kann." Und er fuhr fort, das Hündchen, das ihm dankbar die Hand leckte, zu verbinden.

Moderne Ausbeutung der Silbermine Montezumas.

Die mit Silberplatten geschmückte Werkskirche.

Das Länderdreieck zwischen den Kontinenten Nord- und Südamerika mit seinen überwältigenden Resten uralter Kulturen und den beredten Zeugen verklungener spanischer Kolonialherrlichkeit, deren Zauber hier reiner erhalten ist als irgendwo sonst im lateinischen Amerika, dieses Land der feuerspeienden Berge und der alten Götter kennt auch heute noch keine Reiseführer und keine Rundreisekarten. Noch bedeutet es Abenteuer, die Hauptstraßen zu verlassen, noch muß sich der Wanderer hier auf romantische Zigeunerfahren einrichten. Abgesehen von den wenigen Eisenbahnlinien, ist Mexiko weniger bekannt und von den Fremden weniger besucht wie einst, als Spaniens verbotene Kolonie jeden kühnen Burschen anlockte.

Durch die Ausgrabungen, die das Carnegie-Institut in Washington vorgenommen hat, ist die Welt auf die uralten Kulturen der Azteken und der Maya erneut und eingehend hingewiesen worden. Die Silberminen Montezumas, von denen man wenig hörte, gehören, wie wir einem Bericht der Chicagoer „Abendpost" entnehmen, mit zu den interessantesten Dingen, die man in Mexiko ansehen kann. Diese Silberminen des letzten Aztekenkaisers liegen in den hohen, kahlen Bergen der Sierra de Guanajuato. Die Straße, die zum Fuß des zirka 30 000 Fuß hohen Gebirgszuges führt, stammt noch aus der Zeit der Konquista, der Zeit der spanischen Eroberer. Im Auto, eine Bahnlinie berührt die Strecke nicht, kommt man zunächst nach Miraflores, einer früher sehr belebten Stadt. Heute liegen sie verlassen da, nur noch die Mauern der Paläste und Klöster ragen in den alle Verwüstung überstrahlenden blauen Himmel. Vor Jahren, ehe amerikanische Unternehmer unter staatlicher Kontrolle die Ausbeutung der reichen Silberminen nach modernen Methoden aufgenommen hatten, lebte die Stadt ein reiches, arbeitsames Leben. Die Maschinen der Amerikaner, die menschliche Hände überflüssig machten, nahmen den Einwohnern ihre Existenzbedingungen. Sie mußten auswandern, um nicht Hungers zu sterben. Die Mauern der großen Steingebäude stehen noch heute, die Lehmhütten der ärmeren Bevölkerung wurden dem Erdboden gleichgemacht. Ein findiger Amerikaner entdeckte nämlich in dem Lehm, den die Einwohner zum Hausbau aus dem Fluß geschöpft hatten, einen großen Prozentsatz reinen Silbers, der auf elektrolytischem Wege noch herausgezogen wurde.

Die Hauptstadt Guanajuato ist in 7000 Fuß Höhe zwischen kahle Hügel gebettet. 1500 Fuß höher auf dem Berggipfel liegt die uralte Silbermine Montezumas. Das vor der Mine gelegene Dörfchen ist auch völlig verlassen und halb verfallen. Nur die Kirche steht noch. Ihr Inneres ist mit massiven Silberplatten und Säulen geschmückt. Die Mine ist von einer hohen, noch aus der Spanierzeit herrührenden Mauer umgeben, deren Eingangstor, das nach spanischer Sitte eine kleine Kapelle trägt, die Jahreszahl 1680 zeigt. Im Innern ist der von Montezuma angelegte und später auch von den Spaniern benutzte Eingang zur Mine. Dreihundert in den Felsen eingehauene Stufen führen in die Tiefe.

Auch hier das gleiche Bild des Verfalls: Maschinen, Förderkörbe, alles liegt zertrümmert und der Vernichtung preisgegeben herum. Die Amerikaner bauten einen neuen Schacht und fördern das silberhaltige Erz aus der 1200 Fuß tiefen Mine mit elektrisch betriebenen Förderanlagen. Das zutage gebrachte Erz wird dann in einer Schwebebahn nach der drei Meilen entfernten Verhüttungsstätte geleitet, das gewonnene Silber in Barren gegossen und dann mit der Eisenbahn nach Tampico und Vera Cruz zum Export transportiert.

Früher hatte der Betrieb in den Silberminen ein wesentlich romantischeres, wenn auch traurigeres Gesicht. Der Abbau lag in den Händen von Spaniern, die die Indios als Arbeitstiere benutzten. Zu Hunderten wurden die Ärmsten die alte Felsentreppe hinunter ins Berginnere getrieben, wo sie oft wochenlang zu arbeiten hatten, ohne das Sonnenlicht zu erblicken. Sie verdienten bei dieser harten Arbeit kaum das tägliche Brot. Die Sterblichkeit war unter diesen Umständen natürlich sehr groß und noch heute findet man hin und wieder in verlassenen Gängen mumifizierte Körper von Indios, die nicht mehr die Kraft hatten, sich ans Tageslicht zu schleppen, und hier elend umkamen.

In dieser Beziehung ist der mechanisierte Betrieb, den die Amerikaner einführten, als Wohltat zu begrüßen, wenn mit den Maschinen auch der alte Zauber und Reiz der Stätte verloren ging.



* **Reinfall.** Crispin Ohnesorge verliert während der Eisenbahnfahrt seinen Fahrschein 2. Klasse. An der Sperre des Ankunftsortes meldet er sofort den Verlust an. „Welche Klasse hatten Sie gelöst?" fragte der Beamte. Der sparsame Passagier, der kommenden vorausahnte, sagte leicht errötend: „4. Klasse." „Dann müssen Sie nachlösen, aber schade, soeben wurde eine verlorengegangene Fahrkarte 2. Klasse hier abgegeben."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.